

Wolfen bei Bitterfeld ist die am stärksten schrumpfende Stadt Deutschlands. Die Jugend zieht fort, die Alten bleiben. Die verlassenen Plattenbauten werden abgerissen.



IM OSTEN WAS NEUES

Q-CELLS VERWANDELT BITTERFELD, EINST DIE „DRECKSCHLEUDER DER DDR“, IN EIN MEKKA DER SOLARBRANCHE.

Von MARLIES UKEN und NINA LÜTH (Fotos)

:sonnenenergie



Bürgermeister Manfred Kressin (CDU) lockte 1999 Q-Cells nach Bitterfeld. Jetzt hofft der 62-Jährige, dass sich der Chemiestandort als „Solar Valley“ des Ostens etabliert.



Die Alurohre sind der Blutkreislauf des Chemieparks. Sie transportieren vor allem Chlor quer über das Areal.

Bagger reißen in Wolfen-Nord Vorzeigsiedlungen der DDR ab.



DER RENTNER: Manfred Liegmann schiebt sein Damenrad im Schlagloch-Slalom zur Ortsausfahrt Bitterfeld. 66 Jahre ist er alt, ein Rentner mit strähnigem Haar, über dessen Bauch der Parka spannt. Keuchend bleibt er stehen und weist zurück Richtung Altstadt. „Die Hauptstraße hieß bei uns nur ‚Straße der 1000 Düfte‘, krächzt er, „alle hundert Meter stank es anders.“

Bitterfeld, das war einer der wichtigsten Industriestandorte der DDR, bekannt für rücksichtslose Umweltzerstörung. 70.000 Arbeiter produzierten hier, rund dreißig Kilometer nördlich von Leipzig, mehr als 4000 Chemikalien – vor allem Chlor. Gleich drei Kombinate arbeiteten an einem Fleck: Chemie, Film und Tagebau. „Die Luft war absolut dreckig hier“, erinnert sich Liegmann, „Wäsche aufzuhängen war fast leichtsinnig.“

Langsam schiebt er sein Rad weiter Richtung Goitzsche-See, der unter einer Schneedecke verborgen liegt. Was nach Natur aussieht, ist tatsächlich ein gefluteter Tagebau. „Da habe ich mal gearbeitet“, erzählt Liegmann, „in den 70ern haben wir dort zufällig Bernstein gefunden.“ Das goldgelbe Harz aus der Vorzeit wurde zu einem wichtigen Exportgut und brachte der DDR ordentlich Devisen ein. Jahrlang ackerte Liegmann in der Grube, der Staub drang tief in seine Lungen. Noch heute hustet er; eine Zigarette zündet er sich trotzdem an. Die Vergangenheit, der Dreck, sein Husten – all das scheint ihm merkwürdig egal zu sein. Auch die Wende 1989, die das Aus für die Kombinate bedeutete. Fast 60.000 Arbeiter verloren ihren Job, Liegmann schickte man in den Vorruhestand. „Ein Glück, gesundheitlich konnte ich nicht mehr“, sagt er und steigt auf sein Rad. Wackelig fährt er los, den Bernsteinweg hinunter. Rechts liegt sein ehemaliger Arbeitsplatz, winterlich still und wunderschön. Liegmann blickt nach links.

DER MACHER: Manfred Kressin residiert in der Vergangenheit. In einem hellblau und gelb angepinselten Plattenbau von ORWO, der stillgelegten DDR-Filmfabrik von Wolfen bei Bitterfeld. Kressin verschanzt

IM OSTEN NANNTEN MAN ZUSAMMENGEKNIFFENE AUGEN „BITTERFELDER BLICK“. SO ÄTZEND UND DRECKIG WAR DIE LUFT.

sich hinter Papierstapeln auf seinem Schreibtisch. Er ist ein herzlicher Mann mit Doppelkinn und schlohweißem Haar, der ohne Punkt und Komma reden könnte, wenn man ihn ließe. Blickt er aus dem Fenster, schaut er auf den Chemiepark, durch den sich Alurohre in zehn Metern Höhe schlängeln. Schon zu Kombinatezeiten wurden die Chemikalien so quer über das Areal transportiert, über Straßen hinweg, durch Hinterhöfe, in Fabrikhallen hinein.

Doch Kressins Mission ist die Zukunft. Er ist Leiter des Technologie- und Gründerzentrums und ehrenamtlicher Bürgermeister von Thalheim, einem Ort mit 1600 Einwohnern im Landkreis Bitterfeld. Spielerisch hantiert der 62-jährige CDU-Mann mit seinem elektronischen Kalender herum.

1999 sah er seine Chance. Das Gründerteam des Solarzellenherstellers Q-Cells war auf der Suche nach einem Firmensitz. Auch in Bitterfeld schauten sich die Berliner eher halbherzig um. „Bitterfeld“ – das klang nach „gestern“, nicht nach „Zukunft“.

Kressin ließ nicht locker. Er überredete die Investoren zu einem ersten Rendezvous mit allen Entscheidern vor Ort. „Ich war der Kapitän bei den Verhandlungen“, erzählt er, „und habe den Leuten einfach gesagt, was wir hier zu bieten haben.“ Anwohner, die Industrie im Hinterhof akzeptieren. Menschen, die an Schichtarbeit gewöhnt sind. Investitionszuschüsse von mehr als 30 Millionen Euro. Fast konkurrenzlos niedrige Gewerbesteuern. Und er erwähnte, dass er für schnelle Beschlüsse seinen Gemeinderat auch mal mit dem Rad zusammen-trommle. Die Q-Cells-Gründer wurden hellhörig: „Werden Sie uns 100-prozentig unterstützen?“ Kressin und seine Truppe nahmen sich zehn Minuten Bedenkzeit und kehrten mit einem einstimmigen „Ja!“ zurück. Damit war die Entscheidung für Bitterfeld gefallen.

Dass die Branche einmal so boomen würde, hat der Bürgermeister nicht gedacht. „Tollkühne Optimisten gingen von 120 Arbeitsplätzen aus“, erinnert er sich. Inzwischen sind es 800. „Mit der Photo-

ZELLEN IM ÖKO-CHECK

Ihr Image ist grün, schließlich liefern sie sauberen Strom. Doch die Produktion von Solarzellen ist energieaufwändig und chemielastig. Je nach Sonnenscheindauer dauert es etwa zwei Jahre, bis Siliziumzellen die Energie produziert haben, die ihre eigene Herstellung verschlungen hat. „Weil sie aber mehr als 20 Jahre lang Strom liefern, ist die Umweltbilanz auf jeden Fall positiv“, sagt Gerhard Willeke vom „Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme“ (ISE) in Freiburg. Erster Produktionsschritt ist die Aufbereitung des Rohstoffs Silizium bei mehr als 1000 Grad Celsius und mit Hilfe von Chlor. Die Siliziumscheiben werden dann mit Phosphor und Bor behandelt und mit ätzender Flusssäure gereinigt. Aus Umwelt- und Kostengründen führt man die meisten Chemikalien im Kreislauf, doch landen sie irgendwann im Sondermüll. Wegen des Siliziummangels wird das Recycling immer interessanter: In Freiberg betreibt die Firma Solarworld Deutschlands erste Recycling-Anlage für ausgediente Solarmodule.

voltaik-Industrie schaffen wir den Strukturwandel“, hofft er. Obendrein hat die Q-Cells-Ansiedlung den Gemeindehaushalt saniert. „Inzwischen brauchen wir keine Landeszuschüsse mehr“, sagt Kressin. Und streicht sich die Krawatte glatt.

DER AUFSTEIGER: Hilton Berlin. Im Foyer plätschern Jazzmusik und der Wasserfall vor sich hin, im Konferenzsaal funkeln die Kronleuchter. Auf dem Podium lehnt Charles Anton Milner am Rednerpult und präsentiert „klick“ für „klick“ sein Unternehmen Q-Cells. Der stattliche, sonnengebräunte Vorstandsvorsitzende im Nadelstreifenanzug scheint die Finanzfachleute im Publikum mit seiner sanften Stimme geradezu zu betören. Niemand tuschelt, während der 44-jährige Engländer seine Erfolgsbilanzen durch den Saal tänzeln lässt: „Die nächsten Jahre sind wir vollkommen ausverkauft.“ Die Her-

:sonnenenergie



Q-Cells-Chef Anton Milner begann seine Karriere beim Ölmulti Shell. Jetzt fordert er mit seinen azurblauen Solarzellen die etablierten Energien heraus.



renrunde schmunzelt, als Milner von der Gründungsphase erzählt: „Wir haben gelitten, Investoren zu finden – und ich meine wirklich: ge-li-tten!“ Very british. Applaus brandet auf.

Später zündet Milner sich beim Cappuccino einen Zigarillo an und erzählt. In London studierte er Chemieingenieurwesen, arbeitete als Ölhändler bei Shell, dann als Berater bei McKinsey. „Ende der 90er Jahre dachte ich: Das ist nicht das wahre Leben.“ Per Zufall lernte er in Berlin seine zukünftigen Vorstandskollegen kennen, die sich mit der Produktion von Solarzellen selbstständig machen wollten. Er griff sich ihren Businessplan, las ihn in einer Nachtsitzung durch und war begeistert. „Man merkte sofort, welches Potenzial darin lag.“

Ein Jahr später war er Chef von Q-Cells. In nur sechs Monaten baute er die erste Produktionslinie auf. In vier Jahren stei-

gerte er den Gewinn um das 200-fache auf 40 Millionen Euro im letzten Jahr. Im Herbst 2005 legte er einen der spektakulärsten Börsengänge der Saison aufs Parkett. Die Aktie war 40-fach überzeichnet. „Ich bin fast geplatzt vor Freude.“

Der zweite Zigarillo. Er sei eine Art „altruistischer Kapitalist“, erzählt Milner. Natürlich wolle er Geld verdienen – aber am liebsten mit einem Produkt, das Menschen helfe: „In Afrika oder China brauchen die Leute erst einmal Strom.“ Es gefällt ihm, leise, aber beharrlich die Öl-, Gas- und Atomkonkurrenz herauszufordern. „Wir können den Klimawandel beeinflussen“, sagt er, „und den Energiemarkt aufmischen.“

Wenig scheint den Milner im Berliner Hilton mit Bitterfeld zu verbinden. Hier der Geschäftsmann voller Ambitionen, mit „Calyx“ schon die nächste Solarfirmengründung im Kopf. Dort eine müde

Bevölkerung, enttäuscht von den leeren Versprechen des Westens. Für sie zählt nur eins: Arbeitsplätze.

Die aber hat Milner geschaffen. Und mit EverQ aus den USA und CSG Solar aus Australien obendrein zwei weitere Solarfirmen in die Nachbarschaft gelockt – passenderweise an die „Sonnenallee“. Die zwei Firmen wollen noch einmal 400 Jobs schaffen. „So bringen wir Stolz und Selbstbewusstsein in die Region“, hofft der Q-Cells-Chef. Das ist es, was sie jetzt verbindet, Milner und Bitterfeld.

DIE GEWINNERIN: Es ist ein routinierter Kontrollblick. Alle 15 Minuten schaut Ilona Ziegenhorn hoch zum Monitor. Um sie herum schlängelt sich die Produktionslinie von Q-Cells: Graue Zellplatten gleiten durch Säurebäder, werden von Robotern gepackt. Ziegenhorn wandert in dem Technikwirrwarr hin und her, no-

tiert, wie viele Solarzellen zerbrochen sind. Eine kleine, fröhliche Frau im Arbeitskittel, mit roter Mähne und einer extravaganten Brille. „Die Festanstellung war ein Sechser im Lotto mit Superzahl“, sagt die 51-Jährige.

Eine typische Ostkarriere hat sie hinter sich. 25 Jahre lang arbeitete sie als Wasserlaborantin bei Leuna, einer der größten Raffinerien Europas. „1997 kam von heute auf morgen die Kündigung. Da bin ich abgestürzt.“ Fünf Jahre Arbeitslosigkeit. „Manchmal dachte ich, ich muss aus dem Fenster springen“, erzählt sie. Die Erinnerung schmerzt. Ihre Tochter zog nach Österreich, nahm auch noch den geliebten Hund mit. Ziegenhorn blieb in Bitterfeld und machte eine Umschulung zur Baustoffprüferin. „Hat auch nicht viel gebracht.“

2000 ergatterte sie einen ersten Job als Leiharbeiterin bei Q-Cells, nach einem Jahr folgte die Festanstellung als Anlagenfahrerin. „Viele meiner Kollegen haben einen ähnlichen Lebensweg“, sagt sie. „Sie kommen auch aus der Region.“ Anders das Management. Es stammt vor allem aus dem Westen und wohnt lieber in Leipzig als in Bitterfeld.

Das Wissen aus der Leuna-Zeit ist längst überholt. „Heute arbeiten wir mit hochkomplexen Maschinen, damals war alles von Hand.“ Nur die Schichtarbeit ist geblieben. Die fällt ihr immer schwerer. Beklagen will sie sich nicht, im Gegenteil: „Ich hoffe, ich kann hier in Rente gehen.“

DER VERLIERER: Mario Prybilla schiebt den Kinderwagen durch Ruinen. Der schlaksige 29-Jährige, seit acht Monaten Vater von Leonie, wohnt in Wolfen, der ehemaligen Plattenbausiedlung des Kombinars. Vom „Aufbau Ost“ ist wenig zu sehen, vielmehr läuft hier der „Abbau Ost“: Abrissbagger beißen sich in den Wänden der alten Vorzeigesiedlung fest, Betonstaub liegt in der Luft. „Wenn ich könnte, wäre ich schon lange weg“, sagt Prybilla und lächelt resigniert. Seit Jahren ist der Maler arbeitslos, wie jeder Fünfte hier. Seine Freundin immerhin arbeitet in einer Zukunftsbranche: Sie ist Altenpflegerin. Ihretwegen bleibt er in Wolfen.

FÜR DIE MENSCHEN HIER ZÄHLT NUR EINS: ARBEIT. 800 NEUE JOBS HAT Q-CELLS BEREITS GESCHAFFEN.

Den Großteil der jungen Menschen zieht es in den Westen. Wolfen, die Gemeinde im Norden des Landkreises, ist die am stärksten schrumpfende Stadt Deutschlands. Seit 1993 ist fast die Hälfte der Einwohner fortgezogen, heute leben dort nur noch 25.000 Menschen. In 15 Jahren werden die Bewohner im Schnitt 56 Jahre alt sein, hat die Bertelsmann-Stiftung ermittelt. „Die wirtschaftliche Situation ist eine Katastrophe“, sagt Prybilla. Und die Solarbranche? Ist das nicht ein Hoffnungsschimmer? „So'n Quatsch“, antwortet er, „hier ist doch nichts mehr zu retten.“

DIE OPTIMISTEN: Bernd Schmidt und Gerhild Raatz beugen sich über eine Karte des Chemieparkes Bitterfeld. Schmidt, bis Ende März Geschäftsführer der Wirtschaftsförderungs-Gesellschaft (EWG), greift zum Rotstift. Er malt ein breites X ganz links an den Kartenrand, ins Areal A. „Und da“, verkündet er, „da sitzt Q-Cells. Die interessanteste Firma vor Ort.“ Der Rotstift wandert nach rechts ins Areal B. Dort produziert der Pharmakonzern Bayer Aspirin für ganz Europa. „Solide mit 800 Mitarbeitern.“ Und im Areal E, raunt Schmidt, werde sogar ein Grundstoff für das Potenzmittel Viagra hergestellt. Doch, der Chemiepark sei sehr gut positioniert, findet auch Gerhild Raatz, eine zierliche Dame mit Kostüm und rubinrotem Kurzhaarschnitt.

Raatz stammt aus Sachsen-Anhalt, das verrät ihr Akzent. Sie studierte in Magdeburg und arbeitete als Verfahrenstechnikerin im Chemiekombinat Bitterfeld. Nach der Wende entdeckte sie eine Stellenanzeige der EWG. „Ich dachte“, erzählt sie, „das Profil passt genau auf mich: Ingenieur-Hintergrund und kommunikativ.“ Doch unter Wirtschaftsförderung konnte sie sich so gar nichts vorstellen. „Da musste ich erstmal Bekannte aus dem Westen fragen, was das ist.“ Ziemlich unbedarft ging sie in das Vorstellungsgespräch – doch es klappte. Die Diplom-Ingenieurin Raatz wurde Wirtschaftsförderin.

Mitte der 90er half sie, Chemieriesen wie Bayer, Degussa und Akzo Nobel nach

DAS VERTRACKTE WÄRMEGESETZ

Solarstrom aus Photovoltaikanlagen erlebt einen Boom. Dagegen geraten Sonnenkollektoren, die Wasser zum Heizen und Duschen erhitzen, immer mehr ins Hintertreffen. Zur Wärmeerzeugung aus regenerativen Quellen steuern sie nur vier Prozent bei. Dabei hat gerade die Solarwärme Unterstützung verdient: Im Vergleich zu Photovoltaikanlagen sparen Sonnenkollektoren bei gleicher Fläche doppelt so viel Kohlendioxid ein. Der Bundesverband Solarwirtschaft drängt daher auf das „Regenerative-Wärme-Gesetz“. Mit Hochdruck arbeitet man an einem Entwurf, so das Bundesumweltministerium. Am liebsten würde man das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) auf die Wärmeerzeugung übertragen. Doch das ist nicht so einfach, denn Wärme wird nur selten in ein öffentliches Netz eingespeist, sondern individuell verbraucht. Eine Einspeisevergütung wie bei Strom bietet sich nicht an. Alternativ könnte man Bauherren vorschreiben, zehn Prozent ihrer Wärme mit Energien aus erneuerbaren Quellen zu erzeugen.

Bitterfeld zu holen. Nachdem Ende der 1990er Jahre die Ansiedlung der Chipindustrie partout nicht klappen wollte, setzen die Wirtschaftsförderer jetzt auf Photovoltaik. Erfolgreich warben sie auf Messen und Symposien für ihre Stadt: Derzeit verhandeln sie mit drei Zulieferfirmen aus der Solarbranche, die sich in Bitterfeld niederlassen wollen. Die einstige „Dreckschleuder der DDR“ ist im Begriff, sich neben Freiberg bei Dresden (Produktion Solarworld) und dem thüringischen Arnstadt (Sunways) als dritter Solarstandort im Osten zu etablieren.

Raatz greift nach der Bitterfeld-Karte und tippt mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte, links neben das Planquadrat A9. „Und hier hat sich Q-Cells schon Expansionsflächen gesichert“, sagt sie. Auch der Rand des Planquadrats scheint den neuen Hoffnungsträger von Bitterfeld nicht aufzuhalten. □